

Die gelben Perlen

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 28

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rabl

Unser neuer Roman führt unsere Leser in einen ganz fremden Erdteil. Es ist die Südsee und deren Inselwelt, die diesmal der Ort der Handlung sind, wo plötzlich gelbe Perlen in grossen Mengen auf dem Markt auftauchen. Es ist nun Aufgabe eines jungen Mannes und andererseits einer amerikanischen Journalisten, herauszufinden, woher diese gelben Perlen kommen und welche Bewandnis es mit deren Verkauf in so grosser Menge hat. Nach vielen Abenteuern gelingt es, das Geheimnis zu lüften, das ganz ungeahnte Zusammenhänge aufdeckt. Wir hoffen, mit diesem spannenden Abenteuerroman unsern Lesern besonders in den bevorstehenden Ferien angenehme Stunden bereiten zu können.

Die Redaktion.

Erstes Kapitel.

Die grosse Masse der Häuser von Ambon drängte sich eng an das Ufer der Bai. Wenige nur unternahmen es, die Flanken der einschliessenden Hügelzüge zu erklettern, hinter deren Kammlinie schon Wildnis begann. Zuhöchst über der kleinen Stadt lag, aus soliden, zum Schutz gegen die ungestümen Angriffe der Sonne weiss übertünchten Quadern erbaut, das ebenerdige, langgestreckte Haus Cornelis de Witts. Behäbig und massig ruhte es zwischen lockeren Gruppen von Kokospalmen und Feigenbäumen, die es nicht nötig hatten, Frucht zu tragen, nur schmücken sollten, nicht nützen. Von der Terrasse aus konnte man sehen, welche Schiffe in die tiefeingeschnittene Bucht liefen, wenn der Resident zur Reistafel empfing, was sich in den ineinandergeschachtelten Höfen des Sultanspalastes ereignete und ob auf de Witts bedeutendem Gelände am Hafen unten, wo sich Speicher und Silos stiessen, gehörig gearbeitet wurde. Hinter der Bucht aber weitete sich — vom Himmel mit jenem unwahrscheinlichen Leuchten vergoldet, das nur an besonders schönen Tagen um den Monsunwechsel erglimmt — die Banda-See.

An einem niedrigen Tisch auf der Terrasse standen zwei Schaukelstühle, die sich in immerwährender leiser Bewegung befanden. Cornelis de Witt, der Hausherr, blinzelte aus kleinen, vorquellenden blassblauen Augen, die stark geädert waren und von zahllosen im Lauf von dreissig Tröpenjahren konsumierten Gläschen Genever berichteten, abwärts; seit ein paar Minuten hatte er weder seinen Kran noch die Ladebäume der „Pinaja“ mehr arbeiten hören; anscheinend hatten sie fertig gestaut. Kopro und Trepang — de Witt freute sich, die Fahrt nicht mitmachen zu müssen; für empfindsame Nasen war das nichts. Er rückte sich zurecht, lugte misstrauisch den jungen Kapitän an. Hatte van der Stappen seine Unaufmerksamkeit bemerkt? Seit einiger Zeit geschah es de Witt zuweilen, dass er mitten in einem Gespräch den Faden verlor; satt am Errungenen, fand er vielleicht die Kraft zu neuen Gedanken nicht mehr. Oder war es das Interesse, das fehlte? Langweilte ihn, nach vierzig Jahren des Handelns und Erwerbens, jetzt die ewig gleiche Formel von Nachfrage und Angebot? Er wusste es nicht; er wusste nur, dass er langsam alt wurde. Im nächsten Jahr oder im übernächsten — es eilte ja nicht — hatte er sich zur Ruhe setzen, nach Delft oder Schiedam ziehen wollen, vielleicht auch nur nach Bandoeng oder Soerakarta,

falls es sich herausstellen sollte, dass er Europa nicht mehr ertrüge. Nun aber war Krieg über die Welt gekommen; noch hatte er de Witts Geschäft nicht in Mitleidenschaft gezogen, doch es konnte jeden Tag geschehen. Jetzt war nicht der Augenblick, schlafen zu gehen, und wenn man sich noch so müde fühlte.

„Hören Sie, Jan“, unterbrach er die politischen Ansichten des jungen Kapitäns, so unvermittelt, dass der verwirrt und verlegen verstummte, als habe er etwas Ungehöriges ausgesprochen. Mit gespreizten Fingern fuhr van der Stappen durch das aschblonde Haar. Unter der ledrigen Bräune der Haut wurde er so rot, dass die zahllosen Sommersprossen auf dem Rücken der starken, durch einen schlecht verheilten Bruch gehöckerten Nase verschwanden. „Hören Sie — neuerdings sehe ich ein Überangebot an Perlen, das mich beunruhigt. Um genau zu sein, an gelben Perlen. Sie wissen, was das bedeutet?“

Van der Stappen wusste es in der Tat. Gelbe Stücke, selten gefunden und im grossen europäisch-amerikanischen Handel wenig geschätzt, gelten den Kennern des Ostens, den reichen Indern und Chinesen vor allem, als die Kronen unter der Perlensippe; man ist dort bereit, das Grain drei- und vierfach so teuer zu bezahlen wie das von weissen Perlen. Ein Überangebot an gelben Perlen musste in kurzem den Markt in ausserordentliche Unruhe versetzen.

„Ich habe das Gefühl“, fuhr de Witt fort und trank unvernünftig rasch sein Glas aus, „als liege das Zentrum dieses Überangebotes hier in Ambon. Um genau zu sein, bei unserem lieben Freund Abdul Hadi da unten. Nur verstehe ich nicht, woher der wackere Araber die Perlen bekommt; aus erster Hand, nehme ich an, aber wo auf den Molukken fischt man neuerdings so viele gelbe Perlen? Es ist fast, als gebe es irgendwo eine Bank, auf der ausschliesslich gelbe Perlen wachsen.“

„Eine Bank mit ausschliesslich gelben Perlen? Kaum vorstellbar“, murmelte van der Stappen. „Aber ich will mich umhören —.“

„Tun Sie das. Es ist wichtig. Heute verdiene ich bereits nichts mehr an den Stücken, die in meinem Tresor liegen. Morgen verliere ich daran. Das muss aufhören; man muss diese Flut eindämmen. Zumal es hauptsächlich grosse, schöne Stücke zu sein scheinen. Abdul Hadi liess mir neulich eine anbieten —“, er spitzte den Mund zu einem gehauchten Kuss. „Nicht einmal teuer — relativ, praktisch trotzdem ein Wahnsinnspreis.“

„Soll er doch selbst damit nach Bombay fahren, zu den reichen Parsen“, lachte van der Stappen. „Haben Sie ihm das nicht gesagt?“

De Witt lief rot an. „Sind Sie verrückt? Natürlich habe ich sie gekauft. Da, sehen Sie her!“ Er fischte aus der Rocktasche einen kleinen Knäuel Seidenpapier, löste die Perle heraus. Sie war kirschgross, glänzte in einem milden, rheinweinähnlichen Schimmer, der van der Stappens perlen-

Wenn Beck, dann Casina!

gewohnte Augen unwiderstehlich fesselte. „Ist sie nicht wunderbar?“ De Witt hatte ein andächtiges Gesicht und flüsterte nur. „Ich hätte sie gestern um ein Haar meiner Nichte gezeigt —“

„Warum taten Sie's nicht?“ fragte van der Stappen, unwillkürlich ebenso gedämpft.

„Kann eine Frau so etwas sehen, ohne es zu begehren? Und ich bin nicht reich genug, das verschenken zu können“. Er wickelte rasch die Perle wieder ins Papier und steckte sie fort. „Da wir schon von meiner Nichte sprechen, Jan —“, es fiel dem jungen Mann auf, wie sprunghaft de Witt, den er als überaus bedächtigen, fast schwerfälligen Mann kannte, heute war, „— da wir schon von ihr sprechen — Sie dürfen mir da keine Schwierigkeiten machen, mein Lieber. Ich sagte Ihnen schon einmal, Sie erweisen mir tatsächlich einen Gefallen, wenn Sie sie mitnehmen. Ich weiss ganz gut, Sie tun es nicht gern. Aber trotzdem möchte ich es. Betje hat mich so sehr gebeten, ihr die Möglichkeit auf einem zuverlässigen Kahn zu verschaffen. Sie müssen mir helfen, mein Wort einzulösen.“

Van der Stappen trommelte auf den Tisch. Er verabschiedete den Gedanken, ein paar Wochen lang die junge Landsmännin auf seiner „Pinaja“ hofieren zu sollen —

Eine moderne Tigerjagd

Wie in vielen Tropenländern, wo die wenigen Verkehrsstrassen, insofern man diese als solche bezeichnen kann, oft stundenlang durch den Busch führen, ist auch auf Sumatra das Autofahren nicht immer ein reines Vergnügen, zumal auch wegen des Wildes, das abgelegene Gegenden unsicher macht und sich um die Fortschritte der Technik nur wenig kümmert.

Das musste kurz vor dem Kriege ein chinesischer Händler erfahren, der mit seinem schwerbeladenen Lastauto heimwärts fuhr. Stunden schon hatte sein malayischer Chauffeur am Steuer gesessen; es war Nacht geworden und alles war bisher gut gegangen, als der Chauffeur den Wagen plötzlich heftig bremste. Kreischend und mit grossem Gerüttel kam er zum Stillstand. Unsanft hatte dieses Manöver den Händler aus einem eben begonnenen Schläfchen geweckt, und schon wollte er, ungehalten über die unerwartete Störung, über den Chauffeur herfahren, als dieser schreckensbleich nach vorne deutete, wo mitten auf der Strasse, grell beleuchtet von den Scheinwerfern des Wagens — ein Tiger stand, drohend und sprungbereit zum Angriff auf das ratternd vor ihm stehende Ungeheuer, zum Glück für dessen Insassen jedoch vorderhand von den Lichtkegeln geblendet. Den Chauffeur erfasste der graue Schrecken und im letzten Momente konnte der Händler ihn gerade noch vom Durchbrennen abhalten. Aber auch dem Chinesen rieselte es kalt über den Rücken, doch behielt er seine Geistesgegenwart. Kein Augenblick war zu verlieren, und er befahl deshalb weiter zu fahren. Beider Hände umkrampften das Steuer, und, unter der ständigen Gefahr des Umkippens, ging es mit Vollgas auf den Tiger los. Unheimlich knatterte der Motor in die Nacht hinaus, heftig schwankte der Wagen und riss ihnen beinahe das Steuer aus den Händen. Nach einigen hundert Metern hielten sie an und schauten, noch immer an allen Gliedern zitternd, um sich. Als sich weit und breit nichts rührte, fuhren sie die kurze Strecke zurück. Tot lag da der Tiger auf der Strasse. Sie hatten ihn glattweg überfahren. Nachdem sie ihre «Beute» mit grosser Mühe aufgeladen, konnten sie endlich ihren Weg weiter fortsetzen und fuhren wenig später in Pajakombo ein, wo ihnen die Bevölkerung, welche der Tiger schon lange vorher schwer geschädigt hatte, einen freudigen Empfang bereitete.

Eine andere solche Begegnung, welche indessen nicht so glücklich ablief, ereignete sich noch vor wenigen Jahren in Westjava. Zwei Herren fuhren bei einbrechender Nacht heimwärts. Auf eine weite Strecke führte die Strasse durch den Busch. Da an einem der Pneu's etwas zu fehlen schien, wurde angehalten. Gerade als der Chauffeur, um nachzusehen, aus dem Wagen stieg, sprang ein Tiger aus dem anstossenden Busch. Einer der Herren riss die Waffe an die Schulter, allein der Schuss versagte. Es war aber auch schon zu spät, denn blitzschnell hatte die Bestie den Chauffeur angesprungen und war mit ihm im Busch verschwunden. Der Mann wurde nie mehr aufgefunden.

ausser ihnen beiden kein Weisser an Bord als allein Pieter Lens, sein Steuermann, der ohnehin für Liebeleien zuviel übrig hatte. Betje Swarth — er hatte sie gestern kennengelernt und sich selbst eindringlich vor ihr gewarnt — war allzu schillernd und vieldeutig für einen biederen Trampdampfer der Banda-See. In ihren drei New Yorker Jahren, in denen sie es zu einer zwar nicht berühmten, doch auch nicht mehr ganz unbekanntem Schriftstellerin gebracht hatte, hatte sie sich, mochte man beim ersten Augenschein meinen, zu einem vollendeten Flapper ausgewachsen. Mit aller Schnoddrigkeit und Unbekümmertheit dieser Sorte. Doch konnte sie, wenn sie Lust hatte, ebensowohl eine Dame von Welt darstellen oder ein noch ganz kindhaftes Geschöpf. Nur eines hatte sie anscheinend verlernt: ein junges Mädchen aus der holländischen Provinz zu sein, aus der sie stammte; und von allen weiblichen Wesen hätte van der Stappen einzig solch ein nettes, zutrauliches, unkompliziertes junges Geschöpf gern auf der „Pinaja“ gehabt. Er sah viele Verwicklungen voraus, zahlreiche Unannehmlichkeiten — und konnte es sich doch nicht leisten, seinem besten Auftraggeber einen Korb zu schenken. „Ich werde sie ja auch mitnehmen“, murzte er also.

„Und Sie fahren —?“

„Die gewöhnliche Tour. Dilly, Sutrana, Koepang, Namodale, Endeh, Waingapoe, Bima, Soembawa, Singardja, Banjoewangi, Madoera.“

„Eine vorzügliche Tour, besonders in dieser Hinsicht. Vieles, was für einen Neuling interessant ist, und nichts Gefährliches. Ich fürchte nämlich, mein Lieber, meine Nichte Betje ist — nun sagen wir, augenblicklich sehr auf Abenteuer erpicht.“

Van der Stappen grinste. „Sie wird eine Masse sehen, was ihr ungeheuer abenteuerlich vorkommen wird — und nichts, was es wirklich ist. So meinen Sie doch?“

„Genau das, Jan!“ De Witt lachte. Dann wurde er unvermittelt wieder ernst. „Diese Kriegsrisikoprämien bringen mich um, Jan. Die nächste Ladung werde ich wohl unversichert verschiffen müssen.“

Unversicherte Ladungen wären mir äusserst unangenehm“, widersprach van der Stappen.

„Was soll man tun? Heute schon klettern die Sätze, man weiss nicht wohin. Und sobald einmal irgendein deutscher Kreuzer hierherum auftaucht, werden Sie erst merken, wie das ist, wenn die Versicherungsleute richtig wild werden. Ich hab' erlebt, was vierzehn los war, als die ‚Emden‘ Madras beschossen hatte, und man danach nicht wusste, wo sie war.“ De Witt ächzte leise. „Schlimm ist das alles, Jan —“

„Nicht das Schlimmste. Sie meinen zwar, verehrter Gönner, ich verstehe von Politik soviel wie Sie von Navigation — aber einmal möcht' ich das doch einem der hiesigen Herren Exporteure sagen, die jahraus, jahrein in ihren bequemen Häusern auf Amboina sitzen und meinen, die Welt sei überall so voll Komfort — wirklich schlimm wird es erst, wenn es in Indien losgeht. Oder — oder wenn die Japaner kommen. Und — darauf will ich hinaus — ich sehe viele Inder auf meinen Fahrten und viele Japaner. Ich rieche förmlich, wie alle diese Leute sich bereitmachen. Augenblicklich vor allem die Inder. Ich bin nicht Ihrer Meinung, dass die Unruhe in Indien bloss von ein paar Intellektuellen ausgeht. Dann könnten wir sie hier nicht spüren. Wir spüren sie aber, Herr, wir spüren sie! Wir spüren auch die Gegenkraft, den Intelligence Service. Neulich erst, auf Klein-Kei, habe ich eine Probe davon gehabt. Da geriet ein Schotte — ich will meine Mütze fressen; wenn's nicht ein Mann vom Intelligence Service war —“

„Ach, Jan“, wehrte de Witt ab, „Betje ist ein besseres Publikum für Ihre Räubergeschichten als ich.“

„Räubergeschichten? Wollen Sie damit sagen —?“ Van der Stappen fuhr halb aus seinem Sessel.

„Setzen Sie sich wieder hin, junger Mann. Ihre Wahrheitsliebe will ich nicht in Zweifel ziehen. Aber ich bin zu alt, um noch Interesse für Kneipenschlägereien aufzubringen. Andere Dinge liegen uns tiefer am Herzen. Es kann zum Beispiel zu unangenehmen Verwicklungen führen, wenn irgendwelche gerissenen indischen Revolutionäre, Terroristen oder wie Sie sie sonst nennen wollen — wenn also solche Leute sich etwa holländisches Gebiet zum Hauptquartier wählen und von hier aus ihre Arbeit in Indien leiten und finanzieren würden.“

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte van der Stappen aufmerksam. „Einfach so —?“

„Nein, nicht einfach so. Tatsache ist, dass in Indien augenblicklich irgend etwas vorgeht. Ich meine nicht die Knallerei an der Nordwestgrenze, beim Fakir von Ipi. Ich meine auch nicht die Strassenkeilereien, die es ja immer gegeben hat, wenn auch nicht in dieser Stärke und Heftigkeit. Ich hörte unlängst —“

„Wo hörten Sie?“ unterbrach von der Stappen indiskret.

De Witt, dessen Augen unwillkürlich auf das Haus des Residenten gerichtet blieben, lächelte. „Solche Fragen stellt man nicht, Jan. Wo haben Sie mich unterbrochen? Ja — ich hörte unlängst, der indische Intelligence Service sei geradezu beunruhigt darüber, dass eine gewisse terroristische Gruppe, die früher viel von sich reden und spüren gemacht hat, völlig unsichtbar geworden ist. Man schliesst daraus: die Leute bereiten im Verborgenen einen ganz

grossen Schlag vor. Wo in aller Welt aber sollen sie stecken? Selbst im geheimnisvollen Indien gibt es keine Verborgenheit, die so tief wäre, dass der Intelligence Service sie nicht zu durchdringen vermöchte. Nun ist man darauf gekommen, die Leute hätten sich vielleicht irgendwo in unserem Insulinde einen Unterschlupf gesucht. Es handelt sich ja, sagt man, in erster Linie um einen Mann — Sie sollen nicht lachen, Jan! — von dem man gar nicht weiss, ob es ihn gibt. Er soll Inder, soll europäisch gebildeter Arzt sein, sehr reich, unbekanntem Namens und unbekannter Herkunft.“

„Gewäsch!“ knurrte van der Stappen, geringschätzig.

„Möglich. Gewiss scheint zu sein, dass ein übel beleumdeter Ire dazugehört, ein Mann namens Michael O'Dwyer, der sich schon vor zwanzig Jahren an den irischen Unruhen beteiligt hat und auf dessen Kopf von damals her noch eine anständige Prämie steht. Es heisst, O'Dwyer war unter den Leuten, die als letzte die O'Connor-Street in Dublin verteidigten, ehe die Artillerie sie ganz zerschoss. Dann noch ein, zwei Dutzend Inder, farblose Fanatiker, wenn Sie wissen, was ich meine —“

„Jedenfalls sind Sie mächtig gut informiert“, sagte van der Stappen neidvoll. „Mir scheint, nicht nur unter uns Kapitänen werden lange Garne gesponnen. Und diese Leute, glaubt — eh, Ihre Quelle, sollen irgendwo in Insulinde stecken und finstere Pläne schmieden?“

„Es scheint so“, antwortete de Witt vorsichtig.

(Fortsetzung folgt)

Frl. T. in Asc. fragt: Glauben Sie, dass ich den Dichter Hermann Hesse besuchen darf, wenn mich mein Ferienweg an seinem Wohnort vorbeiführen wird? Oder wird er das Erscheinen einer Unbekannten als Belästigung empfinden?

Antwort: Ich glaube, dass Sie Hermann Hesse besuchen dürfen, und ich glaube auch, dass er Ihren Besuch als Belästigung empfinden wird. Natürlich kann ich nicht wissen, ob mein Glaube absolut richtig sei. Versuchen Sie Ihr Glück, aber seien Sie über nichts verwundert. Einen Kettenhund wird Herr Hesse sicherlich nicht auf Sie loslassen!

Herr Marc T. aus Ech. fragt: Wie soll ich mich entscheiden in folgendem Falle? Man bietet mir eine Stelle an, die beinahe doppelt so gut bezahlt wäre wie meine jetzige, wogegen ich die Pension verlöre, auf die ich in der jetzigen Anspruch habe.

Antwort: Ohne die genaueren Umstände zu kennen, kann Ihnen niemand auf Ihre Frage antworten. Bis auf weiteres zitieren wir Ihnen daher aus dem Gedächtnis das schöne Morgensterngedicht, das zu Ihrer Lage passt:

Ein Rheinsalm schwamm den Rhein
bis in die Schweiz hinein.
Da kam er an ein Wehr,
das mass zwölf Fuss und mehr.
Zehn Fuss, die sprang er gut,
doch hier zerbrach sein Mut.
Sechs Wochen stand der Salm
vor seiner Wasser-Alt.
Doch schliesslich kehrt er stumm
nach Deutsch- und Holland um.

Feriengast aus R. fragt: Stimmt es, dass das Val Colla gewissermassen berüchtigt und gefährlich ist, vor allem, dass dort viel geschmuggelt wird?

Antwort: Wenn Sie einen gebornen Luganesen aus der bessern Klasse über die Leute im Val Colla befragen, dann wird er wenig Gutes über sie sagen, sofern er nicht höflicherweise verschweigt, was man in «seinen Kreisen» denkt. Geh'n Sie daher

Briefkasten

DER REDAKTION



lieber selber hin und betrachten Sie sich Tal und Leute. Wenn Sie die steilen Talwände hinter Tesserete entlang wandern, werden Sie schon aus der Bodenbeschaffenheit erraten, warum dieses Völklein finster und gar nicht «südlisch gefällig» herauschaut. Vielleicht werden Sie etwa Zeuge einer Familienszene sein, wenn ein junger Bursche, der zur Heuernte heimgekommen, wieder nach der deutschen Schweiz gejagt wird, um Geld zu verdienen. Und damit dürfte Ihnen klar werden, wie schwer das Leben für die meisten der Talbewohner sein muss. Was den Schmuggel betrifft: Es wird (oder wurde) viel Ware über die Pässe «gebuckelt». Für den Staat ist Schmuggel ein Verbrechen. Für gewisse Volkskreise ein Gewerbe. Gefährlich und schwer wie die Gemsjagd, aber einträglicher. Man erzählt sich, dass die Warenlieferanten sich verpflichtet, für die Familie eines allfällig erwischten und verurteilten Schmugglers zu sorgen, so lange er sitzt. Steht einer vor dem Richter, drüben im Como, und erblickt er unter den Zuschauern seinen «Geschäftsfreund», der ihn gewöhnlich beliefert, dann lässt er sich ruhig verknurren. Gehen Sie also in die Dörfer hinten im Tal, suchen Sie die Leute aus ihren Lebensbedingungen zu verstehen und hüten Sie sich, nachzusagen, was Ihnen jene, die es besser haben, vorgesagt!

Mme Gb. in B. fragt: Ist es möglich, einen Brief nach Sumatra zu spedieren? Meine Verwandten leben dort, und ich habe mir sagen lassen, sie seien durch die Japaner nicht behelligt worden.

Antwort: Es sind uns Fälle bekannt, die ähnlich liegen. Das Rote Kreuz befördert die Briefe und wird Ihnen auch die Antwort schicken, wenn Sie solche bekommen; die Stellung unserer Landsleute als Neutrale ist in der Tat von den Eroberern respektiert worden.

Hans W. in G. fragt: Ich stehe vor der Wahl, meinen Jungen Automechaniker oder Zahntechniker werden zu lassen. Welchen der beiden Berufe halten sie für aussichtsvoller?

Antwort: Das heute darniederliegende Autogewerbe wird sich zweifellos nach dem Ende dieses Krieges wieder erholen, und manchenorts hegen die Leute direkt phantastische Hoffnungen. Notwendig wäre allerdings, zu wissen, welchen Sektor des Verkehrs die eidgenössische Regelung schlussendlich der «Schiene», und welchen der «Strasse» zuweisen wird. Davon hängt für alle Berufe, die mit dem Auto zu tun haben werden, sehr viel ab. Ferner müsste man voraussehen können, was die Nachkriegsfliegerei alles an sich reisen wird. Warum denken Sie nicht an den Beruf des Flugzeugmechanikers? Zahntechniker? Fürchten Sie nicht, es könnte einer herausbringen, warum wir den europäischen Zahnzerfall haben, und es möchte plötzlich durch die richtige Zahnernährung (z. B. durch einen Spezialzucker, der nicht mehr wichtige Substanzen der Zähne an sich reisst!), der Beruf des Zahnarztes auf ganz neue Wege gewiesen werden, wobei der Zahntechniker überflüssig würde? Wir möchten von uns aus eher an eine Zukunft der Auto- und Flugzeugindustrie als an eine «Zukunft des Zahnzerfalls» glauben, von welchem ja der Zahntechniker weitgehend abhängt!

Noch eins: Vermögen unsere Behörden die Wirtschaft als Gesamtes in Gang zu bringen, dann hat Ihr Junge in jedem Beruf eine leichtere Zukunft, als wenn man, sagen wir der Riesenschulden wegen, die Gesamtwirtschaft ersticken lässt!